

Zeitschrift: Mitteilungen des Deutschschweizerischen Sprachvereins
Herausgeber: Deutschschweizerischer Sprachverein
Band: 28 (1944)
Heft: 3-4

Rubrik: Schweizerdeutsches Wörterbuch ("Idiotikon")

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

Download PDF: 22.02.2026

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

der deutschen Hochschulen, dem unerbittlichen Kriegsgeschehen zum Opfer gefallen ist. Auch die heimelige Altstadt, wo hinterm alten Rathaus Goethes Jugendstandbild lebte, und die unermesslichen Reichtümer des Bibliothekviertels sollen ein Raub der Flammen geworden sein. Bei einer solchen Hiobspost ersteht in dem Herzen des dankbaren ehemaligen Studenten ein um so lebendigeres und farbenprächtigeres Bild des geliebten „Paris an der Pleiße“.

Im Herbst 1906 kam ich, nicht als „krasser Fuchs“, sondern als Doktorand nach Leipzig. Wie's im Lied heißt, spähte ich in den Gassen, um eine bescheidene Bude aufzuspüren. Zu meinem Erstaunen stand da überall an den Häusern der seltsame Anschlag: „Garçon-logis“. Nirgends war zu lesen: „Zimmer zu vermieten“. Allerdings fand ich später diese Bezeichnung in den Straßen der Vororte. Ein „Zimmer“, das war gut für einen Fabrikarbeiter; einem „Geistesarbeiter“, wie man heute sagen würde, war selbstverständlich was Besseres, nämlich ein „Garçon-logis“ bestimmt! Das Ulligste, was ich da zu lesen bekam, das war: ein „Garçon-logis für Damen“. Daß damit nicht etwa eine Pariser „garçonne“, sondern bloß eine feinere Unterkunft für eine Vertreterin des schönen Geschlechts gemeint war, das wurde mir nach einigem Nachdenken klar*. Wahrlich, ich mußte bald einsehen, daß Leipzig den Ruf eines „klein Paris“, den es im 18. Jahrhundert erworben, noch immer verdiente! Was gab's da nicht alles für Dinge, die einen französischen Namen führten. Im Restaurant, das natürlich nicht Gasthaus oder Wirtshaus hieß, wurden zahlreiche Platten mit französischen Ausdrücken bezeichnet. Gulasch, Kompott, was weiß ich noch. „Kompott“ habe ich überhaupt in Leipzig zum erstenmal gehört. In unserm Familienkreis und in den Berner Studentenkosthäusern hieß so was einfach Opfelmues. An den Wänden der Leipziger Restaurants stand zu lesen: „Bratwürste à 60 Pfennig das Paar“. Lustig, nicht wahr, dieses à? Klang das nicht nach echt klassischem Französisch**? Am wehmütigsten stimmen mich heute die spottbilligen Preise von Anno dazumal. Da konnte ein armer Student, wie ich einer war, sich Symphoniekonzerte im Palmengarten leisten und mehrmals wöchentlich in herrlich geheizten „bassins“ das Schwimmen üben.

Doch standen dem naiven Schweizer noch andere sprachliche Überraschungen bevor: Ein „Café“, wo ich oft abends aß, sollte vergrößert werden. Ich unterhielt mich mit der Büfett-dame und sagte: „Da werden Sie ja mehr Kellnerinnen anstellen müssen.“ „Bitte sehr“, erhielt ich zur Antwort, „in unserm Restaurant gibt es keine Kellnerinnen, nur anständige Mädchen . . .“ Was mir aber bei einer andern Gelegenheit zustieß, als ich einem Leipziger „Kom-militonen“ sagte: „Deine Base ist ein liebenswürdiges Frauenzimmer“, das mag der Leser ermessen, der schon etwas vom Schicksal gewisser Wörter und ihrem moralischen Verfall (auch in unserm Lande!) gehört hat.

Seit jener sorgenlosen Vorkriegszeit habe ich leider Leipzig nie mehr gesehen. Ob es wohl den Sprachsäuberern seither gelungen ist, den Wortschatz zu „entwelschen“? Wie dem auch sei, ich werde kaum je den Schmerz überwinden, den das jähe Verschwinden einer so hochgeschätzten Kulturstätte in mir ausgelöst hat.

Manfred Schenker, Genf.

Kurzer Nachtrag zur Mundartpredigt

Wenn von der Volksnähe der Mundart die Rede ist, erwähnt man gern Gotthelf, manchmal sogar in einem Atemzuge mit den eigentlichen Mundartdichtern, was durchaus irreführend ist. Immerhin: der Dichter Jeremias Gotthelf hat von der Mundart reichlichen Gebrauch gemacht; sollte man da nicht annehmen, auch der Pfarrer Albert Bigius habe das getan? — Soeben ist ein erster Band seiner Predigten erschienen; in einem Bericht darüber lesen wir: „Nie macht er auch nur die geringste Konzession an die Rhetorik, nie spielt er mit dem leeren Wort. Und doch ist es stets eine feierlich getragene, ja manchmal eine prophetisch mächtige Sprache, in welche die Mundart nie, außer durch unkontrollierte Hintertürchen, einschleicht.“ — Der Mann ist offenbar hundert Jahre zu früh auf die Welt gekommen.

Schweizerdeutsches Wörterbuch („Idiotikon“)

125. Heft. Huber & Co., Frauenfeld

Das Heft beginnt mit dem Worte Stumpf, dem die Vorstellung von etwas Verkürztem, Verstümmeltem zugrunde liegt; daraus entspringen zahlreiche Sonderbedeutungen wie etwa Wurzelstock eines Baumes, verstümmeltes Glied, Zigarre ohne Kopf; als abgebrochene Zähne erinnern „Stümpe“ noch an vergangene bessere Tage, besonders wo die Redensart: „Wer de Wi über d'Zäh ine lot, mues no 's Wasser über d'Stümpe lo laufe“ zur traurigen Tatsache geworden ist. Manches — ob Kerze, Siegellack, Reisbesen usw. — verzehrt sich im Gebrauch zum unansehnlichen Stümpfli, das von da aus auch sonst einen Rest bezeichnen kann, z. B. von Speisen, allgemein bekannt aus der Redensart: „'s Stümpfli g'hört em Eümpfli“. Vom Verkürzten ist kein weiterer Schritt zu dem von Natur aus Kurzen, und so wird unser Wort z. B. auch von kurzen, dicken Menschen verwendet, während bei einem „Stumpe Herdöpfel“ oder gar bei einem „Stümpfli Gelt“ weniger die Kürze als die Dicke geschätzt wird.

Die zünftische Ordnung vergangener Zeiten hielt streng auf die Vorschriften über die Ausbildung des Nachwuchses; wer sie nicht erfüllt hatte, wurde als „Stümpler“ verachtet, und immer wieder wurde von den „ehrliehen Meistern“ der obrigkeitliche Schutz gegen ihr „Stümple“ („unlauterer Wettbewerb“ würde man heute sagen) gefordert; ein Murtener Rannengießer z. B. klagte 1660, „wasmaßen er an seinem Handwerk verhindert werde durch die umbstreichenden safsionischen, italienischen, lombardischen Kexler und Stümpler mit Einschleikung ihrer zinigen Wahr und Stümplerarbeit“.

Ebenfalls in vergangene Zeiten führt uns der Stampf oder die „Stampfi“, wo allerhand Dinge klein gestampft oder gepreßt wurden, und je nach dem besonderen Zweck bezeichnete man diese Betriebe auch als Öl-, Pulver-, Bei- (Knochen), Gersten-, Hirs-, Tabak-, Gips-Stampfi uff. Da und dort erinnern noch Flurnamen an dieses verschwundene Gewerbe, so der Stampfenbach in Zürich, und auch der Familienname Stampfli mag hierher gehören. Der Stämpfel als wichtigster Teil einer solchen Stampfi ist wohl vergessen; das Wort selbst aber hat einen neuen Aufschwung erlebt als Bezeichnung des wohlbekannten Gerätes, das allerdings mehr und mehr in der schriftsprachlichen Form Stempel genannt wird. Der Umstand, daß ein solcher „Stämpfel“ hie und da mißbräuchlich verwendet wird, führte zu der Wendung „lüge wie g'stämpfet“, einer für die Buchdrucker tröstlichen Parallele zu „lüge wie 'truckt“. In fri-

* Zusatz des Schriftleiters: Auch ich hatte in Leipzig einst mein „Garçon-logis“. Nach meinem Wegzug schrieb mir die Inhaberin einmal: „Wir haben jetzt einen neuen Garçonherrn“.

** Zusatz des Schriftleiters: In einer Bierwirtschaft sah ich angeschrieben: „Leicht Bayrisch a' 15 d“, wobei das Wegwerfungszeichen wohl den accent grave vorstellen sollte.

scher, wenn auch nicht bester Erinnerung ist die neuentwickelte Bedeutung des zugehörigen Tätigkeitswortes stämpfle = Arbeitslosenunterstützung beziehen.

Eine Darstellung von fast erschreckendem Umfang erforderte das Wort stan = stehen. Schon die Liste der lautlichen Gestaltung in den verschiedenen Mundarten füllt 2 $\frac{1}{2}$ Spalten, ein schlagender Beweis für die Mannigfaltigkeit des Schweizerdeutschen, die hier noch gesteigert wird durch die Tatsache, daß in unserm Verb zwei verwandte, aber ursprünglich doch verschiedene Stämme zusammengewachsen sind und miteinander alle nur denkbaren Mischformen hervorgebracht haben. Daraus erklärt es sich, daß man in Bern steht, ebenso im Wallis und in den Walsertalern im Tessin und in Bünden, während man anderswo stat oder stot. Wir müssen es uns jedoch versagen, auf all diese reizvollen Unterschiede einzugehen, und wenden uns der Bedeutung dieses Wortes zu. Hier breitet sich eine ebenso reiche und verwirrende Fülle aus, die uns dieses Verb als einen eigentlichen Verwandlungskünstler erscheinen läßt. Zwei Grundbedeutungen treten zunächst hervor, nämlich „aufrecht stehen“ und „still stehen“, z. B. „ich mag fast niime sto vor Müedi“ und „blib sto“ = rühr dich nicht. Diese Doppelheit der Bedeutung geht noch in die Urzeit unserer Sprache zurück; die Schriftsprache kennt sie so gut wie die Mundart. Nur mundartlich dagegen — aber nicht nur schweizerisch — ist die Verknüpfung mit einem Richtungswort, also die Entwicklung vom Verb der Ruhe zum Verb der Bewegung, wofür die Schriftsprache „treten“, „sich stellen“ und dgl. sagt; so muß das unartige Kind „i's Eggli sto“; einer, der sich zur Wehr setzt, „stot uf d'Hinderbei“. Der Anwendungskreis unseres Verbs erweitert sich ferner dadurch, daß die sinnliche Vorstellung des Stehens oder Tretens mehr und mehr verblaßt zu einem unbestimmten „sich befinden, sein, sich begeben“, ja daß das Wort ähnlich der sog. Kopula nur noch eine syntaktisch-formale Aufgabe erfüllt, ohne eigenen Bedeutungsinhalt: „Da stot i der Bible“, „do stot's bös“ uff. H. W.

Briefkasten

P. B., J. Ob man „folgende neue Bücher“ oder „folgende neuen Bücher“ empfehlen solle? Das ist einer jener verzwickten Fälle, wo der Sprachgebrauch schwankt. Wenn zwei Eigenschaftswörter ohne vorangehendes Geschlechts- oder Fürwort vor einem Dingwort stehen, werden sie beide gleich behandelt, und zwar stark gebeugt. Man empfiehlt also z. B. „gute alte Weine“ oder freut sich über „fröhliche kleine Kinder“. In keinem dieser Fälle käme man auf den Gedanken, ob es nicht heißen müsse „gute alten Weine“ oder „fröhliche kleinen Kinder“. Das spräche also für „folgende neue Bücher“. Aber „folgende“ ist hier kein eigentliches Eigenschaftswort; es bezeichnet keine Eigenschaft wie „gut, alt, fröhlich, klein, neu“. Es dient eher als hinweisendes Fürwort; man meint „die neuen Bücher, die folgen“ oder „diese neuen Bücher“, und deshalb fühlt man die Neigung, „folgende neuen Bücher“ zu sagen. Es gibt Lehrbücher, die da unterscheiden zwischen Einzahl und Mehrzahl oder zwischen Wer- und Wenfall einer- und Wes- und Wemfall andererseits. Wustmann z. B. sagt: „Jeder wird im Nominativ vorziehen: „folgende schwierige Fragen“, dagegen im Genitiv wahrscheinlich „folgender schwieriger Fragen“. Was für den Werfall gilt, gilt auch für den Wenfall, aber wahrscheinlich wird nicht jeder das vorziehen. Der Grammatik-Duden erklärt, nach der Regel sollte nach „folgende“ wie nach „alle, andere, einige, etliche, keine, manche, mehrere, sämtliche, verschiedene, viele, wenige, solche, welche“ die schwache Form folgen, also „neuen“, aber der Sprachgebrauch schwankt und die meisten dieser Wörter hätten im Wer- und Wenfall das Eigenschaftswort in starker Form (also „neue“) hinter sich; nur nach „alle“ und „keine“ sei die schwache Form „gleich üblich“. Wir sagen sogar eher „alle guten Geister“ und „keine unreifen Früchte“, aber Pauls Grammatik, die die Regel ebenfalls anerkennt, bringt auch dafür Gegenbeispiele aus den Klassikern, z. B. aus Lessing: „alle heilige Handlungen“ und „keine höhere Schönheiten“, aus Goethe: „alle dramatische Arbeiten“ und „Hier gab es keine Faule“, aus Schiller: „alle

natürliche Mittel“ und „keine andere Schranken“. Auf den ersten Blick erscheint es bequem, daß man immer „auch so“ sagen und sich für beide Formen auf berühmte Leute berufen kann, die „auch so“ gesagt haben; denn auch bei den einzelnen Klassikern schwankt der Gebrauch. Wenn man nur immer wüßte, ob das Wort zu jenen gehöre, bei denen der Sprachgebrauch schwankt, und es gibt eben doch auch Fälle, wo nur das eine richtig ist und das andere falsch. Es ist uns eigentlich nicht recht gebient damit, daß man in einen Fall sagen kann wie man will, und im andern sich an eine Regel halten muß, wenn man es den Wörtern nicht ansieht, ob sie an eine Regel gebunden seien oder nicht.

Frau K. in W. Also Sie suchen laut Zeitung für Ihren gepflegten Haushalt eine Tochter, „die sich an sauberes und exaktes Arbeiten gewöhnt ist“. Gestatten Sie bitte, daß wir Sie an ein sauberes und exaktes Arbeiten in Ihrem geistigen Haushalt mahnen. Die Tochter soll an ein sauberes Arbeiten nicht „sich gewöhnt“, sondern einfach „gewöhnt“ sein. Dieses „sich“ bei „gewöhnt“ scheint eine zürcherische Eigentümlichkeit zu sein, die vielleicht aus der Mundart stammt, aber durchaus keine Bereicherung der Schriftsprache bedeutet und deshalb besser vermieden wird. Schriftdeutsch heißt es: „Ich bin an etwas gewöhnt.“ Also wer sagen kann: „Ich habe mich daran gewöhnt“, der darf sagen: „Ich bin daran gewöhnt“ oder: „Ich bin das gewöhnt.“ So oder so oder so, aber nicht durcheinander. Wenigstens heute ist der Sprachgebrauch da ziemlich fest; früher ging es auch da etwas durcheinander; aber „ich bin mich gewöhnt“ hat noch nie als gutes Deutsch gegolten. Man darf es also wohl als einen Fehler bezeichnen, obgleich es hier und da vorkommt (sonst würden wir hier ja auch nicht davon reden).

Vereinsbücherei

Für den Postversand im Ausleihverkehr gelten folgende Ansätze: bis 50 g: 8 Rp., von 51 bis 250 g: 15 Rp., von 251 bis 500 g: 20 Rp., von 501 bis 2500 g: 30 Rp.; dabei ist die Rücksendung in der gleichen Umhüllung unentgeltlich.

Vor Jahresfrist wurde das Verzeichnis unserer Vereinsbücherei unter großem Aufwand von Zeit und Geld neu erstellt und den Mitgliedern übergeben. Es würde den Bücherwart freuen, wenn sie davon noch viel mehr Gebrauch machten. Kürzlich hat ihm ein Benutzer geschrieben: „Ich habe viel Wissenswertes vorgefunden . . . Es freut mich ungemein, daß ich solche Bücher aus unserer Bücherei beziehen kann.“

Der Bücherwart: H. Eppenberger, Mutschellenstraße 56, Zürich 18, Tel. 50737.

Zürcher Sprachverein

Für den vierten und voraussichtlich letzten Vortrag in diesem Winter, der

Mittwoch, den 29. März, abends 8 Uhr
im Junfthaus zur „Waag“ am Münsterhof

stattfinden wird, haben wir

Dr. Hans Rudolf Schmid

gewonnen; er wird über das

Zeitungsdutsch

sprechen. Als Leiter des Schweizerischen Feuilletondienstes und ehemaliger Presschef der Landesausstellung 1939 ist Hans Rudolf Schmid wie kein zweiter berufen, dieses fesselnde Thema zu behandeln.

Eintritt: Mitglieder Fr. 1.—, Nichtmitglieder Fr. 1.50.